

Zeitenwende in der Synagoge



Rabbinerin Gesa Ederberg
Foto: Sharon Adler, pixelmeer

Von ihrer Begeisterung könnte sich so mancher Fernsehmoderator eine Scheibe abschneiden. Wenn Gesa Ederberg eine Drascha hält, eine jüdische Predigt, ist sie ganz und gar dabei. Beim Toratext. Bei sich. Bei der Gemeinde. Sie hält Blickkontakt, während sie erklärt, was es mit diesem oder jenem hebräischen Wort auf sich hat. Sie gestikuliert, während sie den Sinn einer biblischen Anspielung verdeutlicht. Manchmal spricht sie so schnell, dass man denkt: Hier will eine selbst gerne wissen, wie es weitergeht mit dem Volk Israel und mit Gott. Sie erzählt, als ob die Geschichte nicht abgeschlossen ist, sondern offen und immer noch aktuell.

Schon seit langem hält Gesa Ederberg ehrenamtlich Predigten in der Synagoge an der Oranienburger Straße, und den Titel Rabbinerin trägt sie auch schon seit 2002. Nun endlich ist sie von der Repräsentantenversammlung der jüdischen Gemeinde Berlin zur Gemeinde-Rabbinerin gewählt worden und bekommt eine halbe Stelle in der Synagoge in der Oranienburger Straße. Ein Meilenstein; zu diesem Schritt hat sich die Nachkriegsgemeinde bei keiner Frau durchgerungen.

Obwohl es beispielsweise in den USA viele Frauen im Rabbinerinnenamt gibt, sind weibliche Geistliche für viele Juden in Deutschland immer noch ungewohnt bis undenkbar. Manchmal ist Gesa Ederberg von Gemeinden gefragt worden, ob sie nicht einen Rabbiner für sie finden könne: „Er sollte genau so sein wie Sie, aber leider brauchen wir eben einen Mann“. Gesa Ederberg äußert Verständnis für solche Anfragen, denn sie entspricht nicht dem traditionellen Bild eines Rabbiners. Selbstironisch fügt sie hinzu: „Einen Bart kann ich mir eben nicht wachsen lassen, und ein schwarzer Hut hätte sicher nicht die gewünschte Wirkung.“ Die Rabbinerin findet: „Der Übergang einer Gemeinde in eine modernere Form muss behutsam vollzogen werden.“ Deshalb trägt sie in der Öffentlichkeit nicht die Kippa, die religiöse Kopfbedeckung, die einst Männern vorbehalten war – „um niemandes Gefühle zu verletzen“, wie sie sagt. Doch dass sie eine Frau im Rabbineramt ist, findet sie nicht besonders außergewöhnlich.

In ihrem Rabbinerseminar in Israel sei ungefähr die Hälfte der Studierenden weiblich gewesen. Dabei diskutierten die Rabbinerschüler zwei Tage in der Woche über den Talmud. Chewruta nennt sich das Verfahren nach dem Prinzip: zu zweit über dem Text brüten und unterschiedliche Standpunkte einnehmen. Auch im Berliner „Jüdischen Lehrhaus“ diskutieren Laien zu zweit. Gesa Ederberg läuft durch den Raum und gibt Auskünfte. Unwissen schadet nicht: Oft kämen Talmud-Anfänger auf genau die Fragen, die auch einst die Gelehrten beschäftigten. „Und im Judentum kommt es mehr auf die Fragen an als auf die Antworten“, sagt die 38-Jährige.

Wichtig ist Ederberg, jüdisches Wissen weiterzugeben. Zum Beispiel in einem Deutschbuch, das sich speziell an jüdische Zuwanderer aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion richtet. Mehr als 80 Prozent der Juden in Deutschland stammen aus diesen Ländern – und haben von jüdischer Religion und jüdischen Festen oft wenig Ahnung. Zwar stand zu Sowjetzeiten die Religionszugehörigkeit „Jude“ im Pass, aber es gab kaum Möglichkeiten, die jüdische Religion zu leben. Das Lehrwerk, das Gesa Ederberg zusammen mit anderen veröffentlicht hat, verbindet Deutschlernen mit jüdischem Wissen: Die Farben werden in derselben Lektion durchgenommen wie die Gegenstände in der Synagoge.

Jüdisches Wissen gibt sie auch als Geschäftsführerin des Vereins Masorti in Wilmersdorf weiter. Im Masorti-Kindergarten überwacht Gesa Ederberg die koschere Küche und erklärt den Kindern die Feste. Wie selbstverständlich wachsen die Kids mit der deutschen und der hebräischen Sprache auf. „Masorti“ bedeutet „Traditionell“. Der Verein vertritt eine Mittelposition im Spektrum der jüdischen Richtungen zwischen liberal und orthodox. Das bedeutet für Ederberg: offen für Neues sein, aber die überlieferten Regeln achten.

Das jüdische Gesetz ist für sie verbindlich. Der Alltag ist religiös geprägt. Grundsätzlich hält sich Ederberg den Schabbat frei, geht nicht ans Telefon, lässt Handy und Computer ausgeschaltet. Und im Restaurant bestellt sich die Familie vegetarisches Essen, um nicht gegen die jüdischen Essensregeln zu verstoßen. In Berlin kosher zu leben, sei kein großes Problem: Die Stadt sei so gewöhnt an Veganer, Trennkostler und Allergiker – da fielen Juden gar nicht weiter auf.

Gerald Beyrodt 14.02.2007 | 10:00 Uhr
Sharon Adler, pixelmeer
<http://magazin.zitty.de/1833/magazin.html>